Wie man sich verliert

Mit seiner Videokunst ist der Kanadier Jeremy Shaw zum Liebling der Kuratoren geworden. Im Berliner Schinkel Pavillon huldigt er jetzt mit einem neuen Film dem Underground-Phänomen Voguing

JEREMY SHAW

Stolz und schön: Für sein Video „Variation FQ" filmte Jeremy Shaw die Tänzerin Leyomi. So originell sind deren Posen, dass selbst ein Star wie Beyoncé sie kopiert

Für den temporären Ausbruch aus realen Zwängen hatte Madonna schon immer Ratschläge parat: „You try everything you can to escape the pain of life", sang sie 1990 und empfahl, „I know a place where you can get away: It's called a dance floor." Mit dieser Weisheit wurde die Hit-Single „Vogue" einer ihrer größten Erfolge.

Dem Performancestil des New Yorker Undergrounds, an deren expressiver Gestik sie sich bedient und aus der Madonna auch die Tänzer für ihr Video rekrutiert hatte, wurde nur kurze Aufmerksamkeit beschert. Die Voguing-Szene blieb bis heute eine verschworene Subkultur. Der Tanz entwickelte sich zwar in den letzten zwanzig Jahren weiter, integrierte Einflüsse aus Hip-Hop oder Breakdance und wurde zuletzt auch von Pop-Sängerinnen wie Beyoncé oder Lady Gaga vereinnahmt, hat aber dennoch kaum die Harlemer Ballhäuser verlassen, in denen sich Schwarze und Latinos, Schwule und Drags zu ihren Wettbewerben treffen.

VON MARCUS WOELLER

Auch der aus Vancouver stammende, seit fünf Jahren in Berlin lebende Künstler Jeremy Shaw will die Szene nicht an die Öffentlichkeit zerren, wenn er die Vogue-Tänzerin Leyomi Mizrahi zum Thema seines neuen Films „Variation FQ" macht, den er nun im Berliner Schinkel Pavillon präsentiert. Shaw beschäftigt der Eskapismus, den auch Madonna anspricht, die Möglichkeit, sich über den Tanz vom Alltag zu befreien. „Mein Thema ist diese ewige Suche danach, den Verstand zu verlieren."

Die blauen Augen des Mittdreißigers funkeln fröhlich, denn er meint es absolut positiv. „Es ist diese Art, wie Leyomi tanzt. Sie ist wirklich nicht mehr bei Sinnen, und es gelingt ihr, der Gegenwart zu entfliehen", erklärt er. „Ich versuche diese erlösenden Momente zu illustrieren und visuell auszugestalten." Leyomi, die ihre Nachnamen ändert, je nachdem welchem Ballhouse sie gerade angehört, kam als transsexueller Mann zur Welt. Als Frau ist sie zum Voguing-Star geworden, der die Battles mit aggressiver Leidenschaft beherrscht. Sie wirft die Haare und schleudert ihren Kopf hin und her, dass es einem vom Zusehen in der Nackenmuskulatur zieht. Mit stumpfem Headbanging hat das nichts gemein. In ihren Choreografien verausgabt sie sich, springt aus der Rückenlage in den Stand, stampft in der Hocke über den Boden und zieht sich am eigenen Zopf wieder empor, wird energetisches Zeichen aus Kopf, Körper und Gliedmaßen.

Dieses Zeichen hat Shaw zu einem hinreißend eleganten Film animiert, der weder Dokumentation noch die Hommage eines Fans ist, sondern die Elemente des Tanzes und die Passion der Tänzerin auf eine neue visuelle Ebene überführt. Inspiriert hat Shaw der berühmte Ballettfilm „Pas de deux" des kanadischen Filmemachers Norman McLaren. Wie in diesem Vorbild von 1967 wird die Tänzerin im weißen Kostüm vor schwarzem Hintergrund so ausgeleuchtet, dass sie wie eine reduzierte Silhouette erscheint, die in Überblendungen und Stop-Motion-Technik beinahe abstrakt in Szene gesetzt wird. Auch der Soundtrack – Shaw gab der bildenden Kunst erst vor einigen Jahren den Vorzug vor der Musik – vermischt die konträren Ebenen von bildungsbürgerlichem Ballett und der Rotzigkeit der Untergrundclubs. Zwischen die klassischen Klänge des Klaviers mixt er Passagen aus einem R'n'B-Track von Willow Smith.

Shaws Arbeiten offenbaren eine große Liebe zu seinen Protagonisten – und doch schafft er es, sich in seinen Filmen wieder künstlerisch zu distanzieren. Etwa wenn er für „Best Minds Part One" von 2007 die martialischen Tänze von Straight-Edge-Kids in Zeitlupe filmt und den die Bewegung bestimmenden Hardcore-Punk durch einen leise dahinplätschernden Elektrogroove ersetzt. „Es ist genauso wie beim Voguing. Ich liebe es, ihnen beim Tanzen zuzuschauen. Beides entstammt aus eher ärmlichen Verhältnissen, und ich füge vermeintlich hochkulturelle Elemente hinzu. Das macht es cool. Und wirklich schön."

Manches gerät ihm fast zu schön. „Ich schätze einen guten Look", sagt Shaw. „Mit meinen Arbeiten will ich die Leute anziehen. Ich habe nichts gegen Hässlichkeit, bloß wenn man konfrontativ arbeitet, verliert man 80 Prozent seines Publikums. Wenn es aber glitzert, dann ködert man die Leute – und damit will ich spielen." Er schreckt also nicht vor spektral schillernden Aura-Fotografien zurück oder vor im Schwarzlicht fluoreszierenden Neonfarben, die an die Dekoration eines Headshops erinnern. „Meine Arbeit hat den Anspruch, in einem Pop-Kontext konsumiert zu werden. Ich hatte immer die Sehnsucht, auch dem Mainstream-Publikum Zugang zu gewähren", erklärt Shaw seinen Populismus der Form. „Und das funktioniert am besten, wenn es hübsch aussieht, hypnotisch ist oder verführerisch."

> „Wenn es glitzert, dann ködert man die Leute – damit will ich spielen"
>
> **Jeremy Shaw,** Videokünstler

TREVOR GOOD

Shaw ist gleichermaßen Verführer wie Verführter. Für ein dokumentarisches Filmprojekt experimentierte er 2004 mit der bewusstseinserweiternden Droge DMT, die von einer australischen Kröte abgesondert wird. Er lud Freunde ein, die Substanz, die einen für eine knappe Viertelstunde auf einen psychedelischen Trip schickt, vor der Kamera zu testen. Mit ihren später geschilderten Eindrücken untertitelte er die Filme. Die Zuschauer versetzt er so in die Situation des Voyeurs, der während er die enthemmten Gesichter studiert, versucht, ihre Erfahrungen nachzuvollziehen und sich je nach Neigung wünscht oder versagt, von dieser süßen Verlockung auch einmal kosten zu wollen.

Wen Musik-, Tanz- und Drogenrausch faszinieren, der kann auch von der Macht der Religion nicht lassen. Gerade der amerikanische Evangelikalismus verspricht mit seinen Erweckungserlebnissen und Massenkonversionen besondere Verheißungen. Shaw arbeitet an einem neuen Projekt, das sich mit dem „Snake Handling" beschäftigt. Bei dem Ritual berühren die Anhänger einiger Pfingstkirchen hochgiftige Schlangen, um unter dem Risiko sich einen tödlichen Biss einzuhandeln, den eigenen Glauben unter Beweis zu stellen.

Im Frühjahr 2014 plant Shaw, dieses Werk in der Galerie Johann König in Berlin zu präsentieren, die den Künstler gerade unter Vertrag genommen hat. König wurde durch die Installationen aufmerksam, die Shaw im KW Institute for Contemporary Art zeigte: Bei der eher schwachen Ausstellung „Based in Berlin" stach die Doppelprojektion des Straight-Edge-Films heraus, in der Show „One-on-One" überzeugte ihn die immersive Installation einer an Scientology-Lehren erinnernden Video-Gehirnwäsche mit dem Titel „Introduction to The Memory Personality".

Wenn die räumliche Situation stimme, könne sich auch sonst kommerziell eher heikle Medienkunst verkaufen, sagt König – außerdem habe Shaw, der in seinem Galeristen einen „partner in crime" erkennt, der seine künstlerischen Visionen unterstützen will, auch bei Sammlern schon Eindruck gemacht: Die Düsseldorfer Videokunst-Spezialistin Julia Stoschek oder Bob Rennie aus Vancouver hätten Werke erworben und institutionelle Sammlungen wie das Stedelijk Museum Amsterdam oder das Museum of Modern Art in New York seien ebenfalls interessiert, berichtet der Galerist.

Jeremy Shaws grenzüberschreitende Suche nach Erlösung und Transzendenz berühren jedenfalls menschliche Grundbedürfnisse, ob sie sich nun in Subkulturen, in der Rauscherfahrung oder in religiöser Raserei äußern. Seine ästhetische Position dazu macht eines deutlich – um in Grenzbereiche vorzudringen, erfordert es eine souveräne Haltung. Und in dieser Hinsicht hatte Madonna allemal recht: „Strike a pose!"

Bis 21. Juli